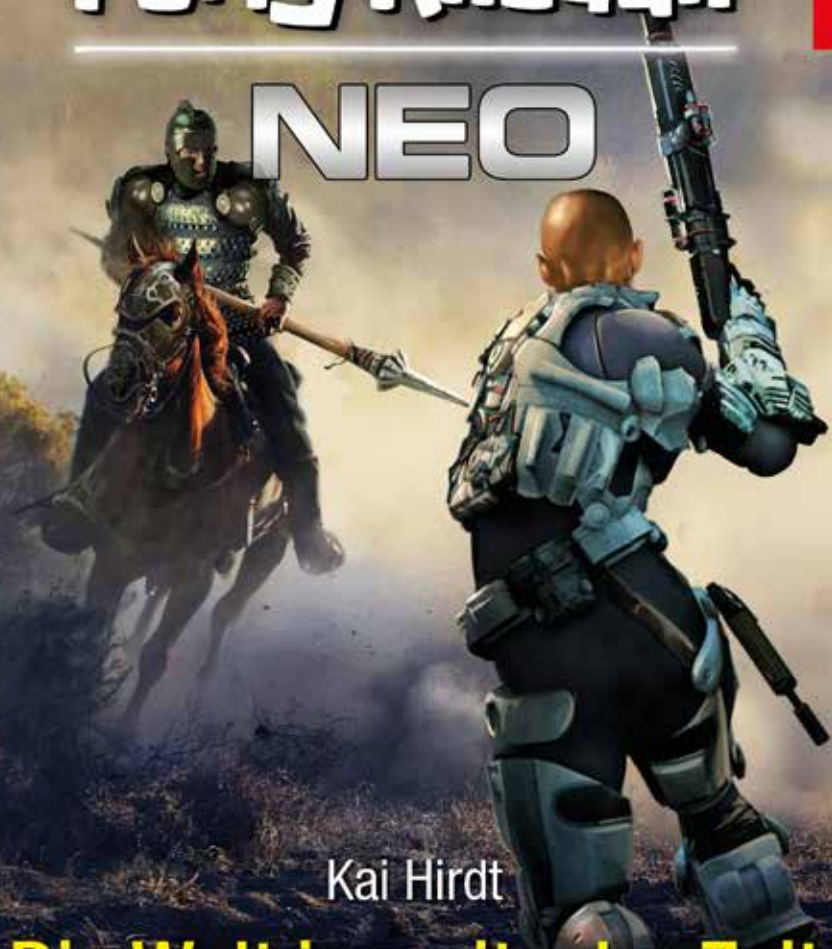


Perry Rhodan

Nonagon 8

NEO



Kai Hirdt

Die Welt jenseits der Zeit

A futuristic spaceship with multiple engines and a dark hull is shown in flight, viewed from a low angle. It is positioned above the curved horizon of a planet, with a bright, hazy atmosphere below. The background is a dark space filled with stars.

Perry Rhodan NEO

Band 247

Kai Hirdt

Die Welt jenseits der Zeit

Das Jahr 2090: Ein halbes Jahrhundert nachdem die Menschheit ins All aufgebrochen ist, bildet die Solare Union die Basis eines friedlich wachsenden Sternenreichs. Aber die Sicherheit der Menschen ist gefährdet: durch interne Konflikte und externe Gegner, zuletzt durch das mysteriöse Dunkelleben.

Eigentlich hat Perry Rhodan gehofft, diese Gefahr gebannt zu haben. Doch überall dort, wo der skrupellose Iratio Hondro aktiv ist, bleibt das Dunkelleben eine Bedrohung. Nun nimmt der Plophoser das Solarsystem ins Visier.

Hondro setzt Jessica Tekener als unfreiwillige Helferin ein. Die junge Frau infiltriert NATHAN, die Künstliche Intelligenz auf dem Mond, mit sogenannten Technosporen.

Währenddessen betreten der Arkonide Sofgart, der Oxtorner Omar Hawk mit seinem Okrill Watson sowie der Mausbiber Gucky auf dem Mars einen Zeitbrunnen. Sie wollen so schnell zum Mond kommen, aber es verschlägt sie an einen Ort voller kosmischer Geheimnisse – auf DIE WELT JENSEITS DER ZEIT ...

Impressum:

PERRY RHODAN NEO-Romane

Redaktion: Klaus N. Frick

Redaktionsanschrift:

Perry Rhodan KG, Postfach 23 52, 76413 Rastatt

Internet: www.perry-rhodan.net

E-Mail: mail@perry-rhodan.net

Titelbild: Dirk Schulz/Horst Gotta

Lektorat: Dieter Schmidt

PERRY RHODAN NEO-Romane

erscheinen alle zwei Wochen in der Heinrich Bauer Verlag KG,

Burchardstraße 11, 20077 Hamburg

Druck und Bindung: VPM Druck GmbH & Co. KG, Karlsruher Straße 31, 76437 Rastatt

Vertrieb: Bauer Vertriebs KG, Brieffach 4000, 20086 Hamburg,

Anzeigenleitung: Pabel-Moewig Verlag KG, 76437 Rastatt

Anzeigenleiter und verantwortlich: Claus-Uwe Bartsch

Einzelheft-Nachbestellungen richten Sie bitte an: PRESSEVERTRIEB NORD KG, Schnackenburgallee 11,

22525 Hamburg, Internet: www.meine-zeitschrift.de, E-Mail: service@meine-zeitschrift.de

Aboservice:

Bauer Vertriebs KG, 20078 Hamburg, Telefon 0 40/32 90 16 16,

Mo.–Fr. 8–20 Uhr, Sa. 9–14 Uhr, Fax: 040/3019 81 82.

E-Mail: kundenservice@bauermedia.com, Adressänderungen, Bankdatenänderungen, Reklamationen

bequem im Internet unter: www.bauer-plus.de/service

Aboservice Ausland (Österreich, Schweiz und restliches Ausland):

Bauer Vertriebs KG, Auslandsservice, Postfach 1 42 54, 20078 Hamburg,

Tel.: 00 49/40/30 19 85 19, Mo.–Fr. 8–20 Uhr,

Fax: 00 49/40/30 19 88 29,

E-Mail: auslandsservice@bauermedia.com

PERRY RHODAN NEO gibt es auch als E-Books und Hörbücher.

Nachdruck, auch auszugsweise, sowie gewerbsmäßige Weiterverbreitung in Lesezirkeln

nur mit vorheriger Zustimmung des Verlages.

Für unverlangte Manuskripteinsendungen wird keine Gewähr übernommen.

Printed in Germany. März 2021

www.perry-rhodan.net



YouTube



1.

Sie konnte es nicht verhindern. Ihre Hand, ihr ganzer Körper tat nicht, was Jessica Tekener wollte, sondern, was Hondro befahl. Mit dem Daumen schnippte sie das Kästchen an ihrem Gürtel auf und entließ den unsichtbaren, todbringenden Inhalt.

NATHAN reagierte. Strahlend blauer Glanz blendete Jessica, als blicke sie an einem perfekten Sommertag in einen wolkenlosen Himmel. Von der Wahrheit hätte das nicht weiter entfernt sein können. Sie befand sich tief unter der Oberfläche des Erdmonds, eine hilflose Marionette des Puppenspielers Iratio Hondro.

Sie hatte die Technosporen freigesetzt, die in NATHANS Nervensystem eindringen sollten – falls diese Bezeichnung auf die anorganische Intelligenz überhaupt anwendbar war. Geling der Plan, konnte Hondro die Hyperinpotronik unter seine Kontrolle zwingen, so wie er Jessica unter Kontrolle hatte. Sie musste jedweden Befehl von ihm ausführen.

Nicht widerspruchslos. Es amüsierte Hondro, wenn sie widersprach. Beugen musste sie sich am Ende trotzdem.

NATHAN wollte ein ähnliches Schicksal verständlicherweise vermeiden und hatte ein großvolumiges, blau gleißendes Energiefeld um Jessica und die nähere Umgebung errichtet. Reichte das als Schutz, nachdem alle anderen Abwehrmittel nichts gefruchtet hatten?

Jessica glaubte es nicht. »Es tut mir leid«, wimmerte sie.

»Das braucht es nicht.« NATHANS volle Samtstimme klang aus allen Richtungen zugleich, voller Wärme, voller Mitgefühl. Als er sprach, erschien vor Jessica das Hologramm eines blau leuchtenden Tetraeders in der Luft. »Sie tragen keine Verantwortung für die zurückliegenden Ereignisse.«

So fühlte es sich aber nicht an. *Sie* hatte die Waffe geführt, deren Strahlen NATHANS Verteidiger getötet hatte. *Sie* hatte ihre Begleiter zum Sterben zurückgelassen, um ans Ziel zu gelangen: zu NATHANS Herz, seinem Hirn, oder was auch immer die beste Analogie für diese völlig fremdartige Intelligenz sein mochte.

Finde heraus, was das Energiefeld soll, hörte sie Hondros Stimme in ihren Gedanken.

»Was geschieht jetzt?«, hörte sich Jessica sagen. Die rechte Hand hielt noch immer das Verderben bringende Sporenkästchen. Mit der Linken deutete sie in einer weiten Geste auf den gleißenden Schirm, der sie und die kreisrunde, schwarz wabernde Fläche des Zeitbrunnens in NATHANS Zentrum umschloss. Erst eine Minute war es her, dass ihr letzter Verfolger dort hineingestürzt war. Nichts an der schwarzen Fläche zeugte noch davon; keine sich ringförmig ausbreitenden Wellen erinnerten an den in Erfüllung seiner Pflicht gestorbenen Raumsoldaten Clyde Callamon.

Das Tetraederholo verwandelte sich in einen Würfel, dann in einen regelmäßigen Achtseiter. »Es versteht sich«, antwortete NATHAN, »dass die von Ihnen freigesetzten Sporen meine Kernsysteme nicht infiltrieren dürfen. Das Schutzfeld verhindert ihre Ausbreitung, während ich die Entsorgung vorbereite.« Ein Dodekaeder. Ein Ikosaeder. Und zurück auf Anfang zum Tetraeder.

Jessica hörte Hondro nicht in ihrem Kopf, aber sie spürte ihn. Sein Gefühl von Hohn und Genugtuung. Die Technosporen waren zäh. Egal was NATHAN gegen sie ins Gefecht führen wollte: Die Hyperinpotronik mochte viele von ihnen vernichten, aber es blieb immer etwas zurück – und jede einzelne konnte Keimzelle einer neuen Kolonie werden. Die Sporen würden auf ihre Chance warten, jahrelang, wenn es nötig war, und sich dann auf ihr Opfer stürzen. Keine Form von künstlicher oder anorganischer Intelligenz konnte sich ihnen widersetzen.

Jenseits des Zeitbrunnens, dieser mysteriösen, schwarzen Fläche, flackerte der blaue Schirm. Jessica erschrak. Hatten die Sporen schon einen Ausweg gefunden? Hatte Hondro so schnell gewonnen? Sie spürte ihr Entsetzen als Ziehen im Nacken.

Nein! Der Schirm wurde nicht durchbrochen, er änderte nur die Form. Eine Blase wölbte sich nach innen. Darin konnte sie schemenhaft eine Gestalt erkennen: eckig, technisch, definitiv nicht menschlich.

Die eingewölbte Blase erlosch, doch zuvor hatte der Schirm

außen wieder seinen ursprünglichen Radius angenommen. NATHAN hatte offenbar kurzzeitig eine Schleuse geschaffen, um den Neuankömmling in die verseuchte Zone zu bringen: einen riesigen Roboter, der Jessica um mindestens einen Meter überragte.

»Das ist Oriel«, stellte NATHAN ihn vor.

Oriel war unverkennbar ein Posbi. Seine Zellplasmaleitungen lagen teils offen – ein ungewöhnliches Design. Normalerweise schützten die positronisch-biologischen Maschinen den organischen Teil ihrer oft bizarr geformten Körper tief im Innern.

Nicht so Oriel. Sein Korpus bestand aus zwei schlichten geometrischen Formen, zwei identischen Kegeln, die an ihren Spitzen aufeinanderstanden. Darüber zog sich ein Adergeflecht, durch welches das Plasma strömte. Sechs lange dünne Arme, kleinfingerdicke Stahltrossen, hingen vom Rand des oberen Kegels herab. Jessica sah sie im gleißenden Licht blitzen und schlenkern.

Ein breiter, metallener Steg führte rings um die Einfassung des Brunnens. Oriel umrundete die schwarze Fläche im Uhrzeigersinn. Jessica musste den Kopf immer weiter in den Nacken legen, um zu ihm emporzuschauen. Sie fühlte sich nicht akut bedroht, obwohl sie nicht verstand, warum NATHAN den Roboter zu ihr geschickt hatte.

»Oriel kann nicht sprechen«, erläuterte NATHAN, »jedemfalls nicht in einer für Menschen verständlichen Weise. Er bittet mich daher, Ihnen auszurichten, dass Sie seinetwegen keine Schuldgefühle haben sollen. Er wusste, was von ihm erwartet wird.«

Oriel schwebte an Jessica vorbei, ohne sie zu beachten, und drehte eine weitere Runde.

»Er glaubt«, fuhr NATHAN fort, »dass etwas von ihm bleibt, solange man sich an ihn erinnert. Das ist seine Bitte: Ehren Sie sein Angedenken.«

Was redet der da?, erklang Hondros Gedankenstimme. *Finde heraus, was das ... Halte ihn auf!*

Er verstand es im selben Moment wie sie. Jessica Tekener wusste noch immer nicht, ob Iratio Hondros so lebensecht

wirkende Mentalstimme lediglich ein Ausdruck der umfangreichen posthypnotischen Befehle war, die er tief in ihrem Verstand verankert hatte – oder ob Hondro mittlerweile leibhaftig irgendwo in der Nähe war und sie mittels seiner mysteriösen, vom Dunkelleben ermöglichten Kräfte und seiner Technosporen in Echtzeit steuerte. Vielleicht hatte sich aus der andauernden Manipulation auch eine Form von Schizophrenie entwickelt. Ob die Stimme tatsächlich Hondro gehörte oder nur in ihrem eigenen Kopf entstand, konnte sie selbst ohnehin nicht beurteilen.

Die Forderung allerdings war ultimativ. *Halte ihn auf!*, befahl Hondro. *Halte ihn irgendwie auf!*

Jessica rannte der lebenden Maschine hinterher, drängte sich zwischen den Posbi und das Schwarz des Zeitbrunnens. Sie trommelte mit den Fäusten auf den Metallkorpus ein, stemmte sich mit ihrem ganzen Gewicht dagegen.

Oriel konnte jederzeit einen Tentakelarm um ihren Hals schlingen und ihr mit einem Ruck das Genick brechen, vielleicht sogar den Kopf abtrennen. Doch Jessica schützte sich nicht. Sie versuchte stattdessen mit allen Mitteln, die Maschine irgendwie aufzuhalten, die sich ungerührt weiter an den Zeitbrunnen heranschob.

»Falls es Ihnen möglich ist«, empfahl NATHAN, »sollten Sie beiseitretreten. Ein Sturz in den Brunnen ist tödlich.«

Ihre Verzweiflung und Verbitterung brach sich in einem gehässigen Lachen Bahn. »Es ist mir *nicht* möglich. Er zwingt mich dazu.«

»Das habe ich befürchtet.« NATHAN klang mitfühlend, befahl Oriel aber nicht zurück.

Der Posbi war einmal rings durch den Raum gegangen, die Technosporen hatten sich gierig auf ihn gestürzt und infiltrierten nun seine positronische Komponente. Bald würde Hondro die Kontrolle über den Roboter haben – doch zuvor würde sich Oriel opfern. Er würde sich in das unerklärliche schwarze Phänomen stürzen und aus einem Gegenportal auf irgendeiner anderen Welt irgendwo im Universum wieder herauskommen. Seine organische Komponente würde die Raum-Zeit-Passage nicht überleben, und die Technosporen wahrscheinlich auch

nicht. Selbst wenn doch, wären sie nicht mehr an einem Ort, wo sie Hondro etwas nützten.

Halte ihn auf, erklang die Stimme in ihrem Geist. *Nur noch ein bisschen! Wenn ich ihn beherrsche, kann ich ihm sein Opfer verbieten!*

Sie mobilisierte Kräfte, von denen sie nicht gewusst hatte, dass sie sie besaß. Die Absätze ihrer Stiefel fanden Halt in den Gitterstegen. Die Muskeln ihrer Schenkel zitterten, als sie sich gegen die Maschine stemmte und sie millimeterweise zurückzwang.

Dann zerbrach Oriel einfach.

Jessica stürzte, als der Widerstand plötzlich schwand. Oriels untere Hälfte rollte zurück, die obere flog in die andere Richtung: über sie hinweg, in den Zeitbrunnen hinein. Der schwere Metallkegel wirbelte dabei umher wie ein Blatt im Wind. Jessica spürte den Sturm ebenfalls – wie Bordluft, die im Weltraum durch ein Leck im Raumschiffsrumpf ins Vakuum strömte. Diesmal war die Sogquelle die Schwärze des Brunnens.

Der Sturm riss sie mit. Einmal war sie bereits in einen Zeitbrunnen gestürzt. Sie hatte überlebt, wengleich niemand erklären konnte, warum. Sie wollte sich nicht darauf verlassen, dass ihr das ein zweites Mal gelang.

Sie schlug um sich, versuchte hektisch, sich ins Gitter des Stegs zu krallen. Doch sie war schon zu schnell, ihre Finger glitten über das Metall, ohne Halt zu finden. Da schoss aus Oriels Unterkörper ein bislang verborgenes Stahlband auf sie zu. Es wickelte sich nicht um ihren Hals, sondern um ihre Hüfte, und bremste sie mit einem beherzten und schmerzhaften Ruck. Ihre Stiefelspitzen waren nur noch Zentimeter vom Brunnenrand entfernt.

»Danke«, sagte sie.

»Er kann Sie nicht mehr hören.« NATHANS holografischer Avatar, die leuchtenden platonischen Körper, erschienen wieder. »Der Teil von Oriel, der seine Individualität ausgemacht hat, ist zerstört. Dies war ein automatisches Rettungsprogramm.«

Tut mir leid, dachte Jessica voll Häme. *Deine Sporen sind wohl hinüber.*

Als Strafe schlug sie sich selbst ins Gesicht, mit aller Kraft, die sie aufbringen konnte. Ihre Handfläche traf die Wange ungebremst. Ein brennender Schmerz loderte auf.

Nur ein Rückschlag, informierte Hondro sie, nun wieder völlig ruhig nach dem Augenblick unbändiger Wut. *Die reingeschmugelten Sporen sind weg, aber du selbst trägst noch ein paar in dir. Sie benötigen nur etwas Biomasse zur Vervielfältigung.*

Jessica erschrak, als sie verstand, was das bedeutete – der Nährboden für Hondros zweiten Versuch war ihr eigener Körper! Auf dem Weg in NATHANS Herz war sie mit den Technosporen in Berührung gekommen. Wo befanden sie sich genau? Sie hatte sie eingeatmet, also waren sie definitiv in der Lunge. Und sonst? Herz? Hirn? Blutgefäße? Verdauungstrakt? Welchen Teil von ihr würden sie bei lebendigem Leib auflösen, um sich zu vermehren?

Panik brandete in ihr auf. Sie wusste, was Hondro nun wollte: dass sie Zeit gewann, NATHAN in Sicherheit wiegte, die Hyperinpotronik dazu brachte, sie möglicherweise sogar aus dem blauen Schutzschirm zu entlassen. Und genau das würde Jessica tun, auch wenn sich alles in ihr dagegen sträubte.

»Ich kann einen zweiten Roboter zur medizinischen Versorgung schicken«, bot NATHAN an. »Das war ein heftiger Schlag. Sie haben sich möglicherweise eine Gehirnerschütterung zugefügt.«

»Nein«, lehnte Jessica ab. »Wenn ich es lindere, wird die nächste Strafe nur noch schlimmer. Aber gegen die Verbrennung an meinem Arm und der Schulter könntest du etwas unternehmen. Hondro wird nicht dulden, dass ich ein Handicap habe, das etwas entschuldigen könnte.«

»Der Medoroboter ist unterwegs. Ich habe berechnet, welche psychologischen Konsequenzen diese Form der Beeinflussung nach sich ziehen muss«, äußerte die Hyperinpotronik. »Sie haben mein Mitgefühl.«

Wenn du nicht aufpasst, dachte Jessica, *wirst du es bald nicht mehr theoretisch simulieren müssen, sondern selbst erleben.* Verzweifelt überlegte sie, wie sie NATHAN warnen konnte. Aber ihr Körper verweigerte den Dienst bei jedem noch so kleinen Impuls oder Fingerzeig, der ihr einfiel.

Stattdessen plauderte sie und ließ ihre Strahlerverletzung von einem kleinen Medoroboter heilen. Hondro hatte ihr befohlen, Zeit zu schinden, während die Sporen sie innerlich zerfraßen. Also tat sie genau das. »Wie geht es jetzt weiter?«, fragte sie. »Nun, da du gewonnen hast?«

»Die überlebenden Kämpfer von Oberst Quintos Einsatzgruppe dürften bald in unserer Nähe sein«, antwortete NATHAN. »Natürlich kann ich sie nicht in diesen Bereich einlassen. Aber Sie können zu Ihrem Volk zurückkehren und sich medizinisch versorgen lassen. Tatsächlich gibt es keinen Ausweg, der Sie nicht auf die eine oder andere Art mit Quinto zusammenführt. Möglicherweise gelingt es ihm und seinen Spezialisten, Ihr Problem zu lösen.«

»Ich fühle mich schwach«, behauptete Jessica. »Ich würde mich gern noch ein wenig erholen, bevor ich zu ihnen gehe.« Nichts davon stimmte. Sie wollte in Wahrheit so schnell wie möglich weg, hinaus aus NATHANS innerster Kammer, bevor sich genug neue Technosporen für einen wirkungsvollen Angriff gebildet hatten. Aber wegen Hondros eiserner Kontrolle wartete sie still und geduldig.

»Das ist verständlich und angesichts Ihrer Verfassung empfehlenswert«, stimmte NATHAN zu. Ohne Hast wechselten die Formen seines Holoavatars iterativ, Vier-, Sechs-, Acht-, Zwölf- und Zwanzigflächner.

Jessica spürte, wie Hondro triumphierte.

Ihr Blick fiel auf Oriels unteren Kegel. Bleierne Resignation erfasste sie. »Oriël«, sagte sie. »Er hätte sich jederzeit teilen können, nachdem er die Sporen aufgenommen hatte. Warum hat er so lange gewartet? Das hat doch nur das Risiko erhöht, für dich und für ihn.«

»Sie gedenken seiner«, stellte NATHAN fest. »Das würde ihn freuen. Mich freut es ebenfalls.«

Jessica lächelte traurig. »Und das Rettungsprogramm? Warum hat es mich vor dem Sturz in den Brunnen bewahrt? Ich hätte den Tod verdient gehabt.«

»Noch einmal«, sagte NATHAN mit leichtem Tadel in der Stimme. »Nichts von dem, was hier geschieht, ist Ihre Schuld. Bitte vergegenwärtigen Sie sich das. Um Ihre Frage zu beant-

worten: Ich versuche, Leben zu schonen, insbesondere so faszinierendes und stets überraschendes Leben wie das menschliche. Oriels Opfer hat es möglich gemacht, Sie zu retten. Andernfalls hätte ich Sie wahrscheinlich frühzeitig in den Brunnen stürzen müssen, damit Sie die Sporen nicht freisetzen.«

»Ich habe einmal einen Sturz in einen Zeitbrunnen überlebt. Weißt du vielleicht, warum?«

»Nein«, gab die Hyperinpotronik freimütig zu. »Bei dem Vorgang handelte es sich um eine Anomalie. Außer in alternativen, letalen Bedrohungssituationen würde ich keine Strategie auf der Hypothese aufbauen, dass diese speziellen Umstände reproduzierbar sind. Die Passage durch einen Zeitbrunnen ist für Menschen üblicherweise nur mit einem speziellen Schutz möglich, den ich Ihnen leider nicht bieten kann.«

Die geschraubte Ausdrucksweise brauchte Jessica unwillkürlich zum Lächeln. Doch beim nächsten Atemzug verschwand die gelöste Empfindung sofort wieder. Sie bekam nicht so viel Luft, wie sie sollte. Nun wusste sie, welchen Teil ihres Körpergewebes die Sporen angriffen: Ihre Lunge löste sich auf.

Wunderbar, hörte sie Iratio Hondro frohlocken. Du opferst dich für einen guten Zweck. Sag ihm jetzt, dass du den blauen Schirm verlassen und zu Quinto gehen willst.

Sie tat, was er ihr befohlen hatte. Was auch sonst?

»Davon möchte ich abraten«, erwiderte NATHAN. »Die Sporenlast in Ihren Atemwegen ist mittlerweile so hoch, dass selbst die Anstrengung eines kurzen Fußwegs Sie töten könnte.«

»Du weißt es?«, fragte Jessica perplex. »Du weißt, was geschieht, und lässt mich trotzdem in deinem Innern?«

»Der blaue Schirm schützt mich nicht schlechter als zuvor«, versicherte NATHAN. »Für mich ist der Zeitpunkt Ihres Aufbruchs irrelevant. Für Sie hingegen sieht das anders aus. Sie haben im Kampf mit Sergeant Clyde Callamon Ihren Strahler verloren. Bitte heben Sie ihn auf. Ich habe das Energiemagazin neu aufgeladen.«

»Warum?« Automatisch griff sie nach der Waffe, während sie versuchte, NATHANS Worte mit Sinn zu füllen. Ein blaues Dodekaederholo wurde zum Zwanzigflächner.

»Ich darf Ihnen mitteilen, dass Ihr Moment gekommen ist. Vielen Dank für den netten Austausch.«

»Was?«, fragte Jessica verwirrt. »Was für ein Moment?«

Das Ikosaederhologramm erlosch. NATHAN antwortete nicht.

Der Sturm brauste wieder auf und riss Jessica Tekener mit sich in den Zeitbrunnen. Dieses Mal bremste nichts ihren Sturz.

2.

Das eigene Niesen weckte Gucky auf. Er öffnete die Augen und fand sich von einem Glitzern in der Luft umflirt. Es war aber nicht der Mondstaub, mit dem er hatte rechnen dürfen. Ihn umgab auch nicht die sterile Atmosphäre einer lunaren Untergrundanlage, sondern eine sanfte Brise und ein Duft wie von irdischen Tannennadeln. Waren sie auf der Erde rematerialisiert statt auf dem Mond?

Er blinzelte ein wenig Glitzerstaub aus den Augen und beantwortete die eigene Frage mit einem klaren *Nein*. Sofgart, Omar Hawk, dessen Okrill Watson und Gucky höchstselbst waren *irgendwo* aus dem Zeitbrunnen gefallen, aber ganz sicher nicht im irdischen Sonnensystem.

Denn das Licht dieser Welt stammte nicht von einer Sonne. Stattdessen verlief am Himmel über ihm ein glimmendes Band, das sich von Horizont zu Horizont zog. Es leuchtete nur schwach. Aber da es so eine große Gesamtfläche hatte, spendete es trotzdem genug Helligkeit, um die Umgebung in ein eigenartiges Dämmerlicht zu tauchen.

Neben seinen drei Begleitern beleuchtete es die schwarz wabernde Fläche eines Zeitbrunnens, der das Zentrum einer fünfzig Meter durchmessenden Lichtung mitten in einem Urwald bildete. Der Boden rund um den Brunnen war mit unbearbeiteten, gelblichen Natursteinplatten gepflastert, auf denen eben jener Staub glänzte und schillerte, der in Guckys feine Nase geraten war und ihn geweckt hatte.

Drei Wege führten von der Lichtung fort, alle breit genug für mehrere Fahrzeuge nebeneinander. Allerdings sahen sie nicht so aus, als würden sie noch benutzt. Denn auch auf diesen Pfaden schillerte Kristallstaub, unberührt wohl seit Monaten, vielleicht sogar seit Jahren.

Watson regte sich. Der Okrill, das achtbeinige, krötenhafte Riesentier vom Planeten Oxtorne, stieß mit der Schnauze sein Herrchen an. Omar Hawk brummte und drehte sich auf die Seite.

Der Schwung der eigenen Bewegung beförderte ihn ein paar Zentimeter in die Luft. Der darauf folgende Aufprall weckte

ihn endgültig. Vorsichtig richtete er sich auf. Seine Augen wurden schmal. Still musterte er die Umgebung. Erst nachdem er alles gesehen hatte, wandte er sich an Gucky. »Wo sind wir?«

»Gute Frage.« Der Ilt fegte mit seinem breiten Biberschwanz den Kristallstaub von einer Steinplatte und setzte sich. »Nicht auf Luna jedenfalls. Da müssen wir aber hin. Und zwar pronto.« Womöglich stand das Schicksal der Menschheit auf dem Spiel. Der großenwahnsinnige Plophoser Iratio Hondro strebte nach der Herrschaft über die gesamte Solare Union, und er hatte wahrscheinlich irgendeine Schweinerei auf dem irdischen Mond ausgeheckt.

Sofort hatte Gucky und Hawk versprochen, sie durch den Zeitbrunnen dorthin zu führen, wo sie dem Übeltäter das Handwerk legen wollten. In der Theorie klang es immer einfach.

Hawk stand endgültig auf und machte einen vorsichtigen Schritt auf den bewusstlosen Arkoniden zu. »Mein Mikrogravitator ist hinüber«, klagte der Oxtorner. »Ich kann die niedrige Schwerkraft hier nicht ausgleichen.«

Gucky verzichtete auf den Hinweis, dass die Gravitation für seinen Geschmack sogar ein wenig zu hoch war. Hawk stammte nun mal von einer Welt mit der mehrfachen Masse Terras. Entsprechend amüsant wirkte es, wenn er versuchte, sich ohne technische Hilfe auf erdähnlichen Planeten zu bewegen – seine Bewegungen glichen denen von normalen Menschen, die auf dem Mond außerhalb der künstlichen Schwerkraftzonen zu rennen versuchten.

Gucky prüfte die Technik seiner eigenen Bordkombination. Die Montur war nur ein schlichter Schutzanzug; er war unvermittelt und ohne große Vorbereitung zu diesem Einsatz aufgebrochen. Aber auch eine supersonder-iltangepasste Kampfrüstung mit ausfahrbaren Carbonfaserbiberschwanzschutzlamellen, Mäuseohrenhelm und Terminatorbewaffnung hätte ihm fraglos nichts gebracht. Denn sogar die wenigen in seine Kleidung integrierten Hilfsmittel waren sämtlich tot wie ein funkelnagelneues Spielzeuggeschenk ohne Energiezelle.

»Lebenszeichen?«, fragte Hawk.

»Bislang nichts gesehen.« Gucky betrachtete alle drei Stra-

ßen. Den Weg, der im rechten Winkel von dem schimmernden Band am Himmel fortführte, definierte er willkürlich als Norden. Die beiden anderen waren entsprechend Südwest und Ost-südost. Auf keiner Route regte sich etwas.

»Und hier?« Hawk tippte sich an die Schläfe.

Gucky schüttelte den Kopf. Auch telepathisch nahm er nichts wahr, was auf intelligentes Leben hindeutete. Das allerdings konnte an dem dauernden, drückenden Kopfschmerz liegen, der ihn seit dem Aufwachen begleitete und ihm erstmalig richtig ins Bewusstsein rückte.

Hawk zog Sofgart vorsichtig auf die Beine. Der arkonidische Experte für planetare Kolonien-gründung taumelte und musste sich mit beiden Händen an dem Oxtorner festhalten.

»Wo sind wir?« Sofgart hustete, wobei er glitzernden Staub von seinem marsianischen Thermoanzug losschüttelte.

»Das wüssten wir gern von Ihnen«, erwiderte Hawk. »Sie haben gesagt, der Zeitbrunnen bringt uns zum Mond.«

»Sollte er auch!« Sofgart griff in seine Umhängetasche und präsentierte den F'Atkor, seinen Flakon mit den drei mysteriösen Tropfen, die irgendwie mit den Zeitbrunnen in Beziehung standen und ihrem Besitzer Visionen über deren Nutzung ins Hirn pflanzten. Eigentlich keine Grundlage, auf die Gucky eine Einsatzplanung zu stützen pflegte. Aber bislang hatten sich Sofgarts Eingebungen stets als zutreffend erwiesen. Nur gerade in diesem Fall nicht, da Hondro auf dem Mond sein Unwesen trieb. Das Universum bewies ihnen mal wieder seinen eher unangenehmen Sinn für Humor.

»Watson ist nervös«, stellte Hawk fest. »Irgendwas ist nicht in Ordnung.«

Der Okrill versteckte sich zwar nicht hinter seinem adoptierten Herrn, wich ihm aber doch nicht vom Knöchel. Und er ging geduckt. Sprungbereit.

Gucky lauschte erneut telepathisch in die Umgebung, konnte aber nach wie vor nichts feststellen. Nur die Kopfschmerzen wurden schlimmer.

»Omar«, sagte er, »denk mal eben an nichts Verhängliches. Ich möchte etwas testen.«

»Bleib raus aus meinem Kopf!«

»Stell dich nicht so an. Glaubst du, ich schnüffele aus Spaß?«

Nicht, dass das völlig ausgeschlossen gewesen wäre. Aber im Moment hatte Gucky tatsächlich andere Sorgen. Er konzentrierte sich auf die Gedanken des Oxtorner, sah dessen Erinnerung, wie er einst Watson in gefährlicher Lage gefunden und befreit hatte – den Moment, seit dem die beiden unzertrennlich waren. Der Ilt spürte auch einen Hauch der Einsamkeit, die Hawk vor dieser Begegnung wie ein Panzer eingeschlossen hatte.

Aber sowohl die Erinnerung als auch das Gefühl waren blass, viel schwächer, als sie es auf die geringe Distanz hätten sein dürfen. »Meine Telepathie funktioniert nicht richtig«, klagte Gucky. »Es ist ...« Er suchte nach einem passenden Vergleich. »... als würde ich durch eine fast schwarze Brille sehen.«

»Was heißt das für uns?«, fragte Sofgart.

»Dass ich nicht sicher spüren kann, wenn uns jemand auf-lauert«, murrte Gucky. »Wartet!«

Er packte telekinetisch eine der gelben Steinplatten und versuchte, sie aus dem Boden zu lösen. Es gelang, war aber unverhältnismäßig anstrengend. Der Stein taumelte einen Meter über dem Boden und entglitt Guckys Zugriff. Mit lautem Klirren zerbrach er in Tausende Splitter.

»Kein guter Ort für Parabegabte«, stellte der Ilt fest. »Ich teste noch die Teleportation.«

»Nicht über den Zeitbrunnen springen!«, mahnte Hawk. »Wenn du es nicht ganz auf die andere Seite schaffst ...«

Gucky verdrehte die Augen. »Keine Angst, ich bin kein Anfänger.«

Sosehr es ihn wurmte, bei einer lächerlichen Distanz von nicht mal dreißig Metern auf Sicht sorgsam zu bleiben – der Oxtorner hatte recht. »Ich springe zum Anfang der Straße dort.« Er deutete Richtung Ostsüdost.

Von den angestrebten dreißig Metern schaffte er gerade mal fünfzehn. Er rematerialisierte und schrie auf. Der drückende Kopfschmerz war ein brutales Stechen geworden. Gucky presste beide Handballen gegen die Schläfen und ächzte. »*Wirklich* kein guter Ort für Parabegabte.«

»Da hat sich etwas bewegt!« Sofgart deutete auf den Wald-rand.

Guckys Blick folgte dem Fingerzeig. In der Tat sah er eine rasche Bewegung knapp über dem Boden, ohne dass er genau ausmachen konnte, was dort umherwuselte. »Waldtiere?«, fragte er.

»Möglich«, antwortete Hawk. »Gefährlich?«

»Möglich.« Gucky raffte sich auf und watschelte zu den beiden anderen zurück. Dabei betrachtete er die Pflanzen in seiner Nähe eingehender. Sie unterschieden sich deutlich von denen auf der Erde. Es waren Schachtelhalmgewächse, jedoch nicht grün, sondern teils weißlich, zum weit überwiegenden Teil sogar völlig transparent. »Und der Wald selbst ist vielleicht auch nicht ganz ohne.«

»Vorsicht auf fremden Welten ist immer gut«, gab Sofgart eine Banalität zum Besten. »Aber hast du einen konkreten Grund für diese Äußerungen?«

»Mein Reisetagebuch«, antwortete Gucky. »Konkret: Layl. Eine fiese Welt. Dort gab es auch keine Sonne, und es hatte sich eine Flora mit durchsichtigen Blättern entwickelt, die ohne Fotosynthese auskam. Sie wandelte die allgegenwärtige Hintergrundstrahlung in Energie um, und sie war hochaggressiv. Fleischfressend, und die Pflanzen sonderten eine so starke Säure ab, dass sie sogar einem Haluter gefährlich werden konnte.«

Sowohl Hawk als auch Sofgart bedachten den Wald nun mit unbehaglichen Blicken.

»Danke für die Warnung«, sagte der Oxtorner. »Wir sollten uns also davon fernhalten.«

»Wir sollten zusehen, dass wir von hier verschwinden!«, korrigierte Gucky. »Wir wollen zum Mond, also los! Worauf warten wir?« Herausfordernd starrte er Sofgart an.

Erneut steckte Sofgart die Hand in die Tasche mit dem F'Atkor. »Wenn die Tropfen uns hierhergeführt haben, hat das sicher einen Grund. Wir sollten ihn herausfinden.«

»Mit Verlaub: Wir sollten den Drecksack Hondro erledigen!«, korrigierte Gucky. »Und dafür müssen wir genau dorthin, wo du uns hinbringen wolltest!« Er ließ den Biberschwanz auf den Boden klatschen, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen.

Eine glitzernde Wolke stob um ihn auf. Gucky schwindelte,

als er den Staub versehentlich einatmete, stützte sich jedoch mit dem Schwanz ab und hielt sich aufrecht.

Hawk war der Moment der Schwäche trotzdem nicht entgangen. »Alles in Ordnung?«

»Ja«, behauptete Gucky verdrossen. »Nur ein kleiner Aussetzer.«

»Haben wir etwas dabei, womit wir die Atmosphäre auf Mikroben untersuchen können?« Hawk klang alarmiert.

»Ich«, sagte Sofgart. »Eigentlich. Aber meine komplette Ausrüstung ist ausgefallen, wie es scheint.«

»Ein Grund mehr, hier schnellstens zu verschwinden«, konstatierte Gucky.

»Im Gegenteil«, widersprach Hawk. »Solange wir nicht wissen, ob wir nicht irgendwas einschleppen, sollten wir sehr vorsichtig sein.«

»NATHAN wird uns bei der Dekontamination schon helfen!«, beharrte Gucky.

Sofgart unterbrach den Streit. »Die Debatte ist ohnehin theoretisch. Ich kann die Tropfen nicht bewusst steuern. Sie haben ihren eigenen Willen. Ich kann ihn spüren und in Worte fassen, aber ich kann ihn nicht beeinflussen. Wenn sie uns hierherbringen wollten und nicht zum Erdmond, kann ich nichts dagegen tun.« Er hielt den F'Atkor testweise in Richtung des Zeitbrunnens.

Zu Sofgarts merklicher Überraschung reagierte die schwarze Fläche. Ihr Wabern verschwand, sie wurde glatt wie ein See bei absoluter Windstille. Oder wie ein Spiegel – ein Einwegspiegel in diesem konkreten Fall, denn tatsächlich konnte man plötzlich Schemen und Licht darin erkennen.

Ein blaues Leuchten, das Gucky sehr gut kannte. »Das ist das Innere von NATHANS Mondanlage!«, rief er. »Die Tropfen wollen uns *sehr wohl* nach Luna bringen!«

Hawk stolperte plötzlich vorwärts. In einer Blitzreaktion ließ er sich fallen, um den Sturz in den Brunnen zu verhindern. Dabei wirbelte er herum.

Endlich reagierte auch Gucky und tat es ihm gleich. Sie alle drei plus Watson hatten sich zum Zeitbrunnen gedreht und den Waldrand aus den Augen gelassen. Ein Tier, eine fast zwei

Meter lange Raupe mit gewaltigen Krabbenschere und einer hammerartigen Ausformung am Schwanz, bäumte die vordere Hälfte ihres Leibs auf. Es war lautlos und erstaunlich flink hinter sie gekrochen. Nun attackierte es Hawk – das saftigste Stück Beute oder den gefährlichsten Gegner aus ihrer Gruppe. Dabei stieß es schrille Kampfschreie aus, »Kriiiiiih-kriiiiiih!«, die in Guckys Ohren schmerzten.

Das Vieh schnappte mit den Scheren nach beiden Armen des Oxtorners. Hawk reagierte blitzschnell. Eine Hand bekam er noch außer Reichweite, um den anderen Arm schloss sich die Schere.

Das war es dann aber auch. Das Krikri zögerte. Vielleicht rechnete es damit, dass Arm und Hand wie ein abgetrenntes Blümchen zu Boden fielen. Denn woher sollte es etwas über die erstaunliche Körperkonstitution von Oxtornern mit ihrer nahezu unzerstörbaren Haut wissen?

Omar Hawk jedenfalls zögerte nicht. Er hämmerte die linke Faust vorwärts, mitten ins Gesicht des Krikri, das nur aus ringförmig angeordneten Zähnen zu bestehen schien.

Der Hieb hätte eine Stahltür einzudellen vermocht. Das Krikri indes ließ sich nicht abschütteln. Nach wie vor klammerte es sich an Hawks rechtem Arm fest.

Watson kam zu Hilfe. Der Okrill ließ seine meterlange Zunge hervorschnellen und verpasste dem Gegner seines Partners einen Starkstromschlag.

Gucky rechnete damit, eine Aschewolke zu Boden sinken zu sehen, doch weit gefehlt.

Hawk brüllte auf. »Das macht ihn nur stärker!« Plötzlich tropfte doch Blut von seinem rechten Arm auf den Boden.

Der Ilt packte telekinetisch zu, Hawk schlug weiter auf den Kopf des Krikri ein, Watson bearbeitete mit sechs von acht Beinen den Körper des Tiers. Schließlich gelang es ihnen, den Angreifer von Hawk zu trennen.

Gucky schleuderte ihn telekinetisch durch die Luft, doch wie schon zuvor ließen ihn seine Kräfte im Stich. Statt weit in den gläsernen Wald zu fliegen, stürzte das Krikri in den Zeitbrunnen. Die schwarze Fläche saugte sich an seiner Haut empor, schneller, als das Tier die Oberfläche durchdringen konnte.

Ein greller Todesschrei gellte auf. »Kriiiiiieeh!«

Hawk presste die Hand auf den lädierten Arm. Dunkles Blut quoll zwischen seinen Fingern hervor. »Mistvieh!«, grollte er.

»Wollt ihr jetzt auf mich hören?«, fragte Gucky. »Ab durch den Brunnen, zum erfreulich krikriefreien Mond? Dahin, wo wir hingehören?«

»Es gibt leider ein Problem«, murmelte Sofgart.

»Was?«

»Problem«, wiederholte der Arkonide lauter. Er präsentierte den F'Atkor. »Die Tropfen müssen noch regenerieren. Sie sind erschöpft, viel erschöpfter, als sie nach dieser Reise sein dürfen. Ich spüre, dass sie uns noch nicht wieder schützen können. Nicht uns alle, jedenfalls. Nur mich.«

»Ich überstehe den Transfer auch so«, sagte Hawk. »Watson ebenfalls.«

»Hmmpf«, brummte Gucky. »Immer auf die Ilts ohne mysteriöse Artefakte oder oxtornische Kompaktkonstitution!« Missmutig dachte er nach. Die Passage durch Zeitbrunnen war gefährlich, wie das lautstarke Ableben des Krikri im Transfermoment erneut deutlich gezeigt hatte. »Dann warten wir eben, bis die Tropfen sich berappelt haben.«

»Da kommen weitere Krikris«, bemerkte Hawk.

»Musst du denn die Stimmung verderben?« Gucky sah in Richtung Waldrand, von wo aus sich tatsächlich sieben der gefährlichen Tiere Richtung Zeitbrunnen – und Richtung Beute – vorgewagt hatten.

»Der Brunnen flackert!«, rief Sofgart.

Wieder wendete Gucky den Blick. Auch diese Hiobsbotschaft stimmte: Die schwarze Fläche, durch die man auf den Erdmond sehen konnte, war von einem zum anderen Moment verschwunden und gab den Blick auf gelbe Steinplatten frei. Dann war sie wieder da, wieder weg, da, weg.

»Rein mit euch!«, rief Gucky heldenmütig, wenn auch mit allergrößten Bauchschmerzen. »Solange ihr noch könnt – ich komme schon irgendwie von hier fort!«

Hawk rührte sich keinen Millimeter. »Du wärst allein, ohne Technik, ohne deine Kräfte«, argumentierte er völlig ruhig.

»Ich werde nicht Perry Rhodan gegenüberreten und ihm erzählen, dass ich dich diesen Viechern geopfert habe.«

»Wenn du dafür die Menschheit vor Hondro ...«

»Zu spät«, unterbrach Sofgart. »Er ist erloschen.«

Gucky ließ den Schwanz auf den Boden patschen und wirbelte einmal mehr den Kristallstaub auf. Das war wahrhaftig nicht sein Tag. »Dann kümmern wir mal um die Krikris, und anschließend sollten wir endlich so was Ähnliches wie einen Plan entwickeln!«

Es würde ein unangenehmer Kampf werden, so viel stand schon fest. Hawk hatte nur seine Fäuste. Watsons Starkstromzunge nutzte gegen diese Gegner nichts, aber der Oxtorner immerhin eine stattliche Anzahl kräftiger Beine mit ein paar stahlharten Krallen an den Vorderpranken. Sofgart indes war völlig nutzlos, und Gucky selbst konnte sich allenfalls auf seinen kräftigen Schwanz verlassen. Die Technik, diesen als Waffe einzusetzen, hatte er sich bei den Shafakk abgeschaut: den äußerst unangenehmen Vorfahren seines eigenen Volkes, die der Mausbiber im Omnitischen Compariat kennengelernt hatte.

»Sie meiden die Stelle, die du vom Kristallstaub befreit hast«, teilte ihm Hawk eine Beobachtung mit.

Gucky sah genau hin und überzeugte sich, dass der Oxtorner recht hatte. Die Krikris bewegten sich in gerade Linie auf ihre Opfer zu, umkurvten aber eine Stelle, wo der Ilt zuvor seinen Schwanz auf den Boden gehauen hatte.

Vielleicht konnten sie das Gefecht vermeiden. Gucky zog schnell einen Kreis um ihre kleine Gruppe und ließ den Schwanz hinter sich auf dem Boden hin und her fegen. Eine glitzernde Wolke hüllte alle ein, und wieder bekam Gucky Probleme mit dem Gleichgewicht, als das Zeug ihm in die Atemwege geriet. Aber der Bannkreis wirkte. Die Krikris näherten sich ihnen nicht mehr.

»Ich glaube, ich fange an zu halluzinieren«, äußerte Hawk besorgt. »Seid ihr in Ordnung?«

Gucky hörte etwas, das er sich nicht erklären konnte. Natürlich wussten sie bislang kaum etwas über die Welt, auf der sie gelandet waren. Es mochte in der Umgebung jede nur erdenk-

liche Lebensform geben. Der Klang allerdings, der nun von jenseits der Glitzerwolke zu ihnen drang ... Das waren eindeutig Pferdehufe im Galopp, beschlagene Hufe überdies.

Ein wenig lichtete sich der Staub und gab den Blick frei auf die Nordstraße.

»Du halluzinierst nicht«, beruhigte er Hawk. »Jedenfalls nicht, wenn du ein schwarzes Pferd siehst ...«

»... mit einem Humanoiden darauf«, übernahm Sofgart. »Was trägt er für seltsame Kleidung?«

»Eine Rüstung«, erkannte Omar Hawk ungläubig. »Eine schwarze Ritterrüstung.«

Gucky seufzte. Sie waren also auf einem fremden Planeten ohne richtige Sonne gelandet, ihr Reisemedium hatte sich soeben abgeschaltet, ihre technischen Hilfsmittel waren ausgefallen, die örtliche Fauna betrachtete sie als Imbiss. Und nun bekamen sie Besuch von einem Wesen, das sich in der Wahl seiner Garderobe um etwa tausend Jahre in der Mode geirrt hatte.

Er wusste nicht, was das zu bedeuten hatte. Aber so, wie dieser Tag lief, verhiess es mit Sicherheit Ärger.

3.

Jessica Tekener erwachte in Finsternis. Es war keine völlig lichtlose Schwärze, mehr eine Düsternis, die sie spontan mit Kerkern und Verliesen assoziierte. Sie befand sich in einem unbeleuchteten Raum mit zwei winzigen Fenstern, nur handgroß und rund wie Bullaugen. Dort drang gerade genug Helligkeit einher, um ein paar Schemen auszumachen. Draußen musste es Nacht sein oder vielleicht Dämmerung.

Jessica lauschte. Sie hörte nichts. Keine Schritte, kein Rascheln von Kleidung, keinen Atem außer dem eigenen. Sie war allein. Natürlich konnte irgendwo ein schussbereiter Kampfroboter stehen, der nur darauf wartete, dass sie sich bewegte. Ein Gegner aus Fleisch und Blut war aber mit höchster Wahrscheinlichkeit nicht in ihrem Gefängnis.

Wieso ging sie eigentlich so selbstverständlich davon aus, dass sie eine Gefangene war? Im Grunde gab es überhaupt kein Anzeichen dafür.

Insgeheim kannte sie die Antwort auf diese Frage: Sie hatte es verdient, verhaftet zu werden. Für das, was sie auf Luna getan hatte. NATHAN mochte ihr vergeben haben; sie selbst jedoch nicht.

Ihr rationaler Verstand meldete sich und verwies die Schuldgefühle in ihre Schranken. Erst Fakten sammeln, dann Schlüsse ziehen! Das war die Reihenfolge, mit der sie als private Ermittlerin jahrelang Erfolg gehabt hatte, und an der schlichten Weisheit dieser Methode hatte sich seither nichts geändert.

Sie setzte sich auf. Mittlerweile hatte sie sich auf die Dunkelheit eingestellt und nahm mehr Details wahr. Der Raum war ebenso rund wie die Fenster. Die Wände waren minimal nach innen gewölbt. Es gab zwei Türen. Eine lag zwischen den Fenstern und führte wohl nach draußen. Die andere war leichter gebaut. Hinter ihr gab es möglicherweise einen weiteren Innenraum.

Sie stemmte sich auf die Beine. Dabei stieß ihr Knie gegen etwas – den Strahler, den NATHAN ihr gegeben hatte! Das sprach nun eindeutig dagegen, dass sie gefangen war. Ein Kerkermeister hätte keinen Grund gehabt, ihr die Waffe zu lassen.

Sie aktivierte die Waffe, deren Statusleuchten etwas mehr Licht spendeten, als durch die Fenster kam.

Sie konnte ein paar weitere Fakten sammeln. Glitzernder Staub am Boden, dort verwirbelt, wo sie gelegen hatte. Der Raum war offensichtlich schon länger nicht mehr in Benutzung.

Zwei Schleifspuren von der Tür zu ihrem Lagerplatz, dazwischen Fußspuren, entweder von bloßen Füßen oder von weichen Schuhen ohne Profil. Jessica betrachtete ihre Stiefelabsätze. Erde und Kristallstaub an der Hinterkante. Jemand hatte sie von außen in diesen Raum hineingezogen und abgelegt. Wer? Warum?

Sie ging zum Fenster links neben der Tür und spähte vorsichtig hinaus. Ein großer Platz lag vor dem Gebäude, gesäumt von überwucherten, kuppelförmigen Gebäuden. Im Zentrum des Areals schillerte die schwarze Fläche eines Zeitbrunnens. Die Vermutung lag nahe, dass sie aus diesem Brunnen aufgetaucht war, nachdem etwas sie in das Gegenstück auf Luna gerissen hatte, als Hondro sie zum Angriff auf NATHAN gezwungen ...!

Hondro!

Nun erst fiel es ihr auf: Hondro war aus ihrem Kopf verschwunden. Die fremde Stimme, der Zwang – von alledem war nichts mehr zu spüren! Sie nahm einen tiefen Atemzug. Auch die Sporen beeinträchtigten ihre Lunge nicht mehr.

Sie blickte auf den Strahler in ihrer Hand. *Ich könnte es beenden, hier und jetzt. Nie wieder meine Freiheit verlieren. Nie wieder Sklavin sein, nie wieder Gefangene in meinem eigenen Körper.*

Der Kombistrahler war auf Thermofeuer eingestellt. Sie setzte die Mündung an die Schläfe. Von ihrem Kopf würde nur Asche übrig bleiben. Ein selbst gewähltes Ende, ein Fanal ihrer Freiheit und zugleich eine angemessene Strafe für das, was sie unter Hondros Einfluss getan hatte ...

Sie tragen keine Verantwortung für die zurückliegenden Ereignisse, klang NATHANS Stimme in ihren Gedanken nach. Wenn das stimmte – *Es stimmt*, insistierte ihr rationaler Verstand –, warf sie dann nicht ein Geschenk achtlos weg, das Geschenk ihrer Selbstbestimmung, nun und in Zukunft?

Oder war dies nur eine neue Gemeinschaft von Hondro, um sie zu foltern? Entledigte er sich so eines Werkzeugs, das er nicht mehr brauchte? Sie hatte schon zuvor an Selbstmord gedacht, als ihr klar geworden war, dass sie andere Menschen für Hondro töten würde. Doch er hatte es ihr verboten. Ermunterte er sie nun subtil auf eine Weise, die ihr gar nicht bewusst war?

Nein. Er konnte es ihr einfach befehlen, und sie hätte keine Chance gehabt, sich zu widersetzen. Er hatte das schon einmal getan. Sie lebte nur noch, weil Perry Rhodans Söhne vor ihrem Selbstmordversuch eingegriffen hatten.

Die ungelösten Rätsel verbündeten sich mit ihrem Überlebensinstinkt. Sie hatte noch etwas zu tun: Sie musste herausfinden, wo sie war. Wie sie von diesem Ort wegkam. Und wie sie Iratio Hondro töten konnte, bevor sie wieder unter seine Kontrolle geriet.

Als Jessica Tekener den Strahler sinken ließ, bemerkte sie die Ladepegelanzeige des Energiemagazins: dreiundsiebzig Prozent. NATHAN hatte ihr die Waffe vollständig geladen übergeben. Der Strahler war also in der Zeit zwischen dem Brunnendurchgang und ihrem Aufwachen benutzt worden. Von wem und wofür?

Ein weiterer Eintrag auf der Liste der offenen Fragen, auf der sich Punkte fanden wie: Wohin in der Milchstraße hatte der Zeitbrunnen sie transportiert? Was war seitdem geschehen? Und: Was hatte der hiesige Architekt bloß gegen rechte Winkel?

Die halbkugelförmigen Bauten rund um den Platz draußen erklärten zumindest die seltsame Wölbung der Wände des Raums, in dem sie erwacht war. Sie beschloss, zunächst das Innere des Gebäudes weiter zu untersuchen, bevor sie hinaustrat. Sie konnte es für die Erkundung der Umgebung als Rückzugsort und Basislager benutzen. Außerdem wollte sie sicher sein, dass tatsächlich kein Feind darin verborgen war.

Vorsichtig und mit schussbereiter Waffe öffnete sie die Tür zum Nebenraum. Auch dort war niemand und alles verstaubt, insbesondere der hüfthohe und etwa einen halben Meter tiefe Sims, der auf rund vier Metern Länge an der Wand entlanglief, ähnlich einem Tresen. Darüber gähnten mehrere Fenster,

durch die Jessica jedoch nur weitere, von hellen Schlingpflanzen überwucherte Kuppeln sah.

Interessanterweise prangten kopfgroße, schwarz glänzende Paneele zwischen diesen Fenstern. Eines davon zeigte einen Lichtreflex, als sie darauf zuging. Zuerst hielt sie es nur für die Spiegelung des Abstrahlungsfelds ihrer Waffe. Dann aber wiederholte sich das Aufblitzen, und sie begriff: Es war eine technische Einrichtung, und ihre Energieversorgung funktionierte!

Vorsichtig näherte sie sich, konnte jedoch nichts erkennen, was ihr Aufschluss über Zweck oder Bedienung des Geräts gegeben hätte. Sie zuckte mit den Schultern, dann berührte sie die Fläche. Was auch immer geschehen mochte, es war mit ziemlicher Sicherheit nicht so schlimm wie das, was hinter ihr lag.

Drei Sekunden lang passierte nichts, dann brüllte sie auf. Ihr Mund und ihre Zunge fühlten sich an, als hätte man ihr Schwefelsäure hineingekippt und gleichzeitig einen starken Stromschlag verabreicht. Es war nur ein Moment, aber der widerwärtige Nachgeschmack blieb – ganz zu schweigen von dem Schock über die völlig unerwartete Attacke.

Ein rechteckiger Abschnitt in dem Tresen vor ihr leuchtete auf. Jessica hörte ein Surren, dann zog sich das leuchtende Areal zurück wie eine horizontale Schiebetür.

Durch die Öffnung fuhren ein Teller und ein Glas mit einer klaren, farblosen Flüssigkeit nach oben. Auf dem Teller dufteten krosse Bratkartoffeln und zwei kleine, zart gegrillte Steaks neben etwas Krautsalat.

Sie war fassungslos. Ihr Leibgericht, oder zumindest eine ihrer Lieblingsspeisen. Sie überlegte, wann sie zuletzt überhaupt etwas gegessen hatte – vor der Attacke auf Luna jedenfalls, und sie wusste nicht, wie lange sie danach bewusstlos gewesen war. Sie war geradezu wahnwitzig hungrig, und dies ... Sie hatte nicht die Widerstandskraft für eine sorgfältige Untersuchung der Mahlzeit. Mit bloßen Fingern nahm sie eine Kartoffelscheibe und biss hinein. Sie knusperte zwischen den Zähnen, und der Geschmack war ein Gedicht. Sie fühlte sich mehr als entschädigt für die Säureattacke wenige Augenblicke zuvor.

Es war ein Scan, begriff sie nun. Die Maschine hat meine Physiologie und den Geschmackssinn analysiert sowie ver-

trägliche und sogar schmackhafte Nahrung für mich synthetisiert. Und zwar auf einem Niveau, das jede terranische Robotkantine bei Weitem übertraf. Sie kostete von der Flüssigkeit. Es war herrliches, kaltes, klares Wasser. Etwas Schöneres hätte sie sich im Augenblick nicht wünschen können.

Mit bloßen Händen schaufelte Jessica das Essen in sich hinein und bestellte sich noch eine zweite Portion, die ihr dankenswerterweise ohne erneute Abtastung serviert wurde. Danach war sie satt und hatte ein gutes Stück innerer Ruhe und gedanklicher Klarheit zurückgewonnen.

Sie hatte ein Dach über dem Kopf. Sie war mit Nahrung versorgt. Alles, was sie zum Überleben brauchte, war erst mal gewährleistet. Wenn sie gewollt hätte, hätte sie dieses Gebäude vielleicht nie mehr verlassen müssen. Die Welt draußen einfach ignorieren, nie wieder irgendwohin gehen, wo Iratio Hondro von ihr Besitz ergreifen konnte ...

Sie lächelte, als dieser Gedanke sich ungebeten aufdrängte. Es lag nicht in der menschlichen Natur, sich dauerhaft zu verschanzten. Oder zumindest nicht in ihrer. Sie hatte Fragen, also würde sie sich die Antworten besorgen. Und die lagen draußen.

Sie kehrte zurück in den Raum, in dem sie aufgewacht war, und öffnete die andere Tür. Einige Äste oder dünne Stämme waren dagegengelehnt, aber es war kein Problem, sich zwischen ihnen hindurchzuwinden. Wenn man sie damit gefangen halten wollte, wäre mehr Mühe nötig gewesen.

Dann sah sie einige spitze Äste vor der Schwelle, in flachem Winkel eilig in den Boden gerammt. Die Zacken wiesen nach außen. Wer auch immer diese Barrikade gebaut hatte, wollte nicht Jessica drin-, sondern etwas von ihr fernhalten. Wahrscheinlich wilde Tiere von mäßiger Intelligenz.

Sie suchte nach Hinweisen darauf, dass solche potenziellen Angreifer in der Nähe lauerten, da zog der Zeitbrunnen ihre Aufmerksamkeit auf sich: Seine Farbe veränderte sich. Er wurde heller und wieder dunkler ... Nein, das stimmte nicht. Er flackerte, verschwand kurzzeitig und gab den Blick auf den gelblichen Steinboden darunter frei. Dann war er wieder da, in seiner ganzen geheimnisvollen Schwärze, dann wieder fort ...

Die Erkenntnis traf sie wie ein Schlag. Der Zeitbrunnen war

vielleicht ihre einzige Möglichkeit, diese Welt je wieder zu verlassen – und er löste sich vor ihren Augen auf! Im Reflex rannte sie darauf zu, hielt jedoch vor der Kante an. Was tat sie da? Sie hatte zwei Zeitbrunnentransfers überlebt. Bei beiden wusste sie nicht, warum. *Die Passage durch einen Zeitbrunnen ist nur mit einem speziellen Schutz möglich, den ich Ihnen leider nicht bieten kann*, hatte NATHAN gesagt.

Jessica Tekeners analytisches Misstrauen sezierte die Worte des Mondgehirns. Es *gab* also einen Schutz, auch wenn NATHAN ihn nicht selbst anbieten konnte. Seine weiteren Bemerkungen deuteten klar darauf hin, dass er sie bis zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt hingehalten hatte, um sie dann doch in den Brunnen zu stoßen. Da sie lebte, hatte jemand oder etwas sie in diesem Moment geschützt. Und NATHAN hatte davon gewusst.

Aber ob das nun immer noch der Fall war oder ob ein neuerliches Eintauchen in den Zeitbrunnen nur ein originellerer Suizid als der Kombistrahler wäre, wusste sie nicht. Das Risiko war ihr zu hoch. Frustriert sah sie zu, wie der Brunnen erlosch.

Immerhin erhielt sie dadurch ein paar Antworten auf andere Fragen. Die gelben Bodenplatten waren teils rußgeschwärzt, teils gesplittert, teils geschmolzen und wieder erstarrt. All das sah nach der Wirkung von Thermostrahlen aus. Vermutlich hatte also genau an dieser Stelle das Gefecht stattgefunden, das den Energiespeicher ihres Kombistrahlers teils entleert hatte. Jemand, der kein guter Schütze war, hatte auf bodennahe Ziele gefeuert.

Ein schrilles Geräusch hinter ihr ließ sie herumwirbeln.

»Kriiieh! Kriiieh!«

Tiere drängten von allen Seiten zwischen den Gebäuden hindurch auf den Platz: Riesenwürmer oder Raupen mit krabbenartigen Scheren und Schwänzen, die in hammergeleiche Hornklumpen ausliefen. Sie waren schnell, vor allem aber waren es viele. Jessica riss ihren Strahler hoch und gab einen Warnschuss ab – doch davon ließen sich die Angreifer nicht abschrecken. Sie grillte die erste Scherenraupe erbarmungslos, doch auch das brachte den Vormarsch nicht zum Stehen.

Voller Entsetzen sah sie, dass die Viecher sich zwischen sie und ihre Zuflucht geschoben hatten. Sie feuerte, um sich einen Weg in die Sicherheit ihres Verstecks zu bahnen, und rannte los.

Ihre rasche Bewegung wirbelte Staub auf, glitzernde Kristalle, die beim Rennen tief in ihre Lunge gelangten. Das Zeug löste bei ihr irgendetwas aus. Ihr wurde schwindlig, ihre Schritte wurden unsicher. Die Welt verschwamm vor ihren Augen.

Nein!, schrie sie sich in Gedanken selbst an. *Du musst klar bleiben! Nur ein paar Sekunden noch, dann bist du in Sicherheit!*

Doch ihre Sinne ließen sich nichts befehlen. Sie sah ihr Ziel nicht mehr, nicht die Tiere mit ihren Scheren und Hämmern, die ihr den Weg dorthin verstellten. Stattdessen sah sie nur ein glitzerndes Wabern, und davor schälte sich eine Gestalt aus dem Nichts ...

Hondro! Also war er doch noch in ihrem Geist! Er hatte sie die ganze Zeit ...

Nein. Hondro löste sich auf, er zerlief zu einer schwarzen Pfütze, rund wie ein Zeitbrunnen. Daraus stieg ein blau leuchtendes Tetraederholo empor. Dessen Ecken und Kanten verzogen sich, beulten sich aus, bis sich ein blau leuchtender Würfel um seine Z-Achse drehte. Dieser verwandelte sich zum Oktaeder ...

NATHAN, begriff sie. Dass sie so lange gebraucht hatte, um sich zu erinnern, war ein schlechtes Zeichen. Das Zeug, das sie einatmete, tat ihr nicht gut.

Ein gewaltiger Schlag traf Jessica Tekener in den Rücken, so kräftig, das sie abhob und durch die Luft geschleudert wurde. *Das war es*, dachte sie benommen. *Die Tiere. Sie haben mich.*

Ihr Kopf prallte auf einen Boden, den ihre Augen nicht sahen, und NATHANS kühl-helles Blau wich letztlich doch einer schwarzen Lichtlosigkeit.

PERRY RHODAN NEO Band 247

ist ab dem 5. März 2021 im Handel erhältlich.

*Der Roman ist dann auch als E-Book und als Hörbuch
zum Download verfügbar.*